

Der Gerichtsturm.

Kriminal-Erzählung von L. Gothe.

(Fortsetzung.)

Was ich den guten Pflegeren verschwiegen, da sie mit mir darum befragt, was ich nur dem treuen Busen der verschwiegenen Freundin anvertraut, Sie mögen es derselben unter dem Einfluß Ihrer teuflischen Macht entziehen haben; genug, Sie fürchteten in Gustav meinen Schützer, mit dem Sie einen Kampf nicht aufzunehmen wagten; und daher Ihre Großmuth, Möglichen aber erscholl die Kunde, daß Sie und Elisabeth unter der Anklage des Gift- und Vatermordes dem Gerichte überliefert worden. Meine Ueberzeugung von der Schuldbiligkeit der Freundin konnte durch Nichts erschüttert werden; aber ich glaubte auch nicht an Ihre Schuld, Herr Werner. Ich hielt es für unmöglich, daß ein Mensch, der alle Vortheile der Cultur genossen, den nicht leidlichen Gend zur Verzweiflung gebracht, nicht im Effekte der Leidenschaft, sondern mit kaltem Blute und nach sorgfältiger Berechnung und Vorbereitung ein Verbrechen begehen könne, gegen welches sich auch die roheste Menschennatur mit Abscheu empören muß. Dennoch zitterte ich von Neuem; denn ich fürchtete, daß Sie in Ihrer unruhigen Lage, und da Sie durch Gustav's amtliche Stellung zum Kampfe mit ihm gezwungen waren, Ihre Gewalt über mich und Elisabeth zu Ihrem Vortheile auszuheben trachten würden. Meine Furcht war nur zu sehr begründet. Dem Umstande, daß Ihnen vor dem Schloßbrande die Aufsicht über den Gerichtsturm übertragen gewesen, verdankte Sie die Kenntniß der unterirdischen Geheimnisse desselben. Sie hätten fliehen können; aber Ihre Flucht hätte Ihnen den Verlust Ihres Antheils an der reichen Erbschaft zugezogen, welche der plötzliche Tod Ihres Vaters Ihnen und Elisabeth in sichere Aussicht gestellt. Sie benutzten die Möglichkeit, bei nächstlicher Weile Ihr Gefängniß zu verlassen, zur Erlangung eines neuen Weibes, welches in der Gestalt einer Bettlerin mit Ihren schriftlichen Geboten heimlich zutreten mußte. Unter Drohungen gegen mich und Elisabeth verlangten Sie mein Erscheinen an diesem Orte. Ich wagte nicht, es auf die Erfüllung Ihrer Drohungen ankommen zu lassen, sondern gehorchte. Sie geboten mir, meinen Vetter, Ihren Richter, auszuforschen, welche Beweise gegen Sie durch seine Bemühungen etwa zu Tage gefördert worden, und Ihnen Mittheilung davon zu machen. Sie ließen mich den Eid leisten, niemals das Geheimniß der unterirdischen Verbindung Ihres Vaters mit diesem Orte zu verrathen. Nun, mein Herr, jetzt wage ich Ihnen zu sagen, was Sie selbst vielleicht schon geahndet, daß Alles, was ich Ihnen von Zeit zu Zeit an diesem Orte berichtete, meine Erfindung gewesen; um keinen Preis hätte ich vermocht, den Mann, der das Licht meiner Seele ist, in der Verfolgung seiner Pflicht zu hemmen.

Theodor stieß Drohungen und Verwünschungen aus. Johanna aber fuhr furchtlos fort:

„Im Bewußtsein Ihrer Macht über mich ließen Sie mich gegenüber an diesem Orte nicht immer die nöthige Vorsicht in Ihren Aeußerungen walten; ich begann zu fürchten, daß Sie das gräßliche Verbrechen, dessen Sie und leider auch Ihre unglückliche Schwester schuldig wurden, wirklich begangen haben möchten. Mit Bestimmtheit erfuhr ich, daß Sie die Mittel zu einem geheimen Verkehr mit Elisabeth besaßen. Ich zweifle nicht, daß Sie, wenn schuldig, nicht anstehen würden, Ihre Macht über die Schwester zu benutzen, um die Unglückliche zu Handlungen und Aeußerungen zu verleiten, welche diese als die Schuldige, als die allein Schuldige erscheinen lassen müßten. Ich wollte die Freundin warnen, wollte sie insbesondere beschwören, sich nicht von der Furcht, daß Sie bei Elisabeth's Ungehorsam Ihre Drohungen gegen mich erfüllen möchten, in das eigene Verderben stürzen zu lassen. In der dringendsten Weise bat ich den Justiziar um die Gewährung einer Unterredung ohne Zeugen mit Elisabeth, oder der Zuführung eines nur von ihr zu lesenden Briefes. Ich beschwor ihn bei meiner eigenen Ruhe um die Gewährung dieser Bitte.

Ich sah den inneren Kampf des guten Mannes, sah, wie schwer es ihm ward, mir eine in solcher Weise gestellte Bitte zu verweigern; aber er wankte nicht in seiner Pflicht.

In diesen Augenblicken durchzuckte mich plötzlich der Gedanke, daß er vielleicht mich liebe. Aber dieser Gedanke erfüllte mich nicht mit Hoffnung, nicht mit Freude. Ich sagte mir selbst, daß ich durch mein eigenes pflichtwidriges Handeln mich eigener Liebe unwürdig gemacht, und fest war in demselben Momente mein Entschluß, sein Herz gegen mich zu erkälten, es mir zu entfremden.

Ich kämpfte einen harten, einen schmerzlichen Kampf; aber ich blieb standhaft, bis ich die Ueberzeugung erlangt, daß, wenn jener Gedanke die Wahrheit enthalte, ich meinen Zweck erreicht hätte. Ich durfte den bitteren

Zwang, den ich meinem, in unfähigem Weh unter demselben krampfhaft zuckenden Herzen auferlegt, als eine Ruhe, als die Süße für meine Schwachheit betrachten, durch die ich mich zur Pflichterfüllung verleiten ließ.

Da empfing ich an einem Sonntage von Ihnen abermals den Befehl, mich in der nächsten Nacht hier einzufinden; doch gestatteten Sie mir in Rücksicht auf das eingetretene schlechte Wetter bis Morgens zwei Uhr zu säuern, in der Erwartung, daß dasselbe sich bis dahin ändere, was auch in der That geschah. Sie fügten das Versprechen hinzu, daß Sie mich alsdann ferner nicht mehr bemühen würden.

Ich kam, trotz der Gefahr der Entdeckung, welche der helle Mondschein befürchtete. Sie brachten Schreibmaterialien mit und diktierten mir jenen Brief, den ich, Elisabeth's Handschrift nachahmend, auf einem Wege, den Sie mir angaben, in die Hand meines Vaters gelangen lassen sollte.

Der Inhalt dieses vermeintlich an mich gerichteten, aber nicht an mich gelangt sein sollenden und keine äußere Adresse tragenden Briefes war ein nur wenig verschleiertes Schuldgeständniß Elisabeth's und zugleich eine Reinigung des Bruders von allem Verdachte einer Mitschuld. Um der gerechten Strafe zu entgehen — denn Sie sind schuldig! — und um den Gewinn Ihres gräßlichen Verbrochens mit Niemandem theilen zu müssen, wollten Sie in täuschlicher Weise Ihre schuldlose Schwester dem Tode durch Dethershand überliefern, und mich zur Theilnehmerin an diesem zweiten Verbrechen, an dem Schwester mörder, machen. O, mein Herr! wo hatten Sie Ihren Verstand, als Sie sich solchen Erfolg von Ihren Drohungen versprachen?

„Die ich sicherlich ausführen werde!“

triefte Theodor.

„Sie fragen, warum ich Ihr Treiben nicht dem Justiziar entdeckte? fuhr Johanna fort. „Nun, ich gedachte meines, wenn auch nur gezwungen geleisteten Eides. Fortan konnte Ihnen die unterirdische Verbindung Ihres Vaters mit dieser ehemaligen Kapelle nur zur Flucht dienen. Möchten Sie immerhin fliehen; es war und ist mir gleich, an welchem Orte Sie von der gerechten Strafe reist werden. Denn, daß Sie dieser Strafe schon in dieser Welt nicht entgehen werden, ist meine Ueberzeugung. Ja, mein Herr, nur zur Flucht kann Ihnen dieser unterirdische Gang noch dienen; denn durch kein Mittel hätten Sie mich gezwungen, abermals Ihrem Rufe zu folgen. Nachdem ich aus jenem Verlangen hinsichtlich des aefälschten Briefes die ganze Nichtswürdigkeit Ihres Herzens und Ihre abscheulichen Pläne zum Verderben der schuldlosen, leidlichen Schwester erkannt, wollte ich taufendfach lieber Ihre Drohungen erfüllt sehen, als ferner noch die geringste, wenn auch gezwungene Gemeinschaft mit Ihnen haben. Möchten die Leute Ihren lächerlichen, auf scheinbare Beweise gestützten Behauptungen immerhin Glauben schenken; meine gültigen Pflichten und der Mann, dessen Mithachtung mir schmerzlicher wäre, als die der gesammten Menschheit, für mich bitterer wäre als der Tod. — Sie werden an meiner und Elisabeth's einfacher Darstellung der Wahrheit nicht zweifeln. Als ich diesen festen Entschluß gefaßt, ward ich ruhig, fühlte ich mich weniger unwürdig vor dem Manne, dessen, wenn auch unerkanntes Eigenthum zu sein, mein Herz mit Stolz erfüllte!“

„Und doch sehe ich Sie heute auf meinen Ruf wieder hier?“ höhnte Theodor. „Sie sind wenig consequent, mein Fräulein!“

„Ich habe Ihnen gesagt, daß Sie den Zweck meines heutigen Kommens erfahren werden. Ich mußte Ihnen das Alles sagen oder in Ihr Gedächtniß zurückrufen, damit Sie erkennen, wessen Sie sich von mir zu versehen haben. Gebunden Sie sich nur noch wenige Minuten. . . Am gestrigen Morgen drang die Nachricht von Elisabeth's Entweichung zu mir.“

„Ich weisste keinen Augenblick, daß Sie die Unmöglichkeit zu der Flucht gezwungen. Elisabeth's baldige Ergriffenheit erschien mir zu gewiß. Sie würden ihr widerfahrenen Zwang verschweigen, und den Glauben des Richters an ihre Schuld befestigen lassen. Ich mußte mich entschließen, die ganze letzte Nacht hindurch, in der vergebllichen Hoffnung, die Arme werde bei mir Rath und Hilfe suchen.“

„Als aber der heutige Mittag heran kam, und ich auf einem Ausgange erfuhr, daß, trotz aller eifrig in's Werk gesetzten Maßregeln noch keine Spur von der Flüchtigen aufgefunden sei, da überfiel mich der Argwohn, daß Elisabeth den Gerichtsturm nicht verlassen, sondern daß Sie die Unglückliche gezwungen, Ihnen in die unterirdischen Räume zu folgen, die nur Ihnen bekannt sind, und wo daher Niemand die vermeintlich Entflozene sucht. So mußte alle Welt von der Schuld Ihrer Schwester überzeugt sein, und Sie hätten nicht zu fürchten, daß die Wieder-

ergriffene, hart bedrängt, dem Richter die Wahrheit über ihre Flucht betonen werde.“

„Es bedurfte bei meiner Bekanntschaft mit vielen, den anderen Menschen verborgenen Umständen nur eines geringen Nachdenkens, um keinen Zweifel mehr zu hegen, daß mein Argwohn völlig begründet sei.“

„Aber um Ihren Zweck zu erreichen, dürfte Elisabeth nimmer wieder zum Vorschein kommen; und mit Entsetzen sagte ich mir, daß Sie, der Sie vor dem Vatermorde nicht zurückgebebt, der Sie einen indirekten Schwester mörder beabsichtigt, keine Scheu hegen würden, die Mörderhand gegen die wehrlose leidliche Schwester auszustrecken! Um Elisabeth's Leben zu retten, durfte ich kein Bedenken tragen, einen erzwungenen Eid zu brechen, durfte ich keine Rücksicht walten lassen. Ich besand mich bereits in der Stadt, und ohne Zögern eilte ich dem Gerichtsturme zu, in der Absicht, dem Justiziar Alles zu entdecken.“

„Tod und Teufel! . . . Aber was hielt Sie von dieser wahnsinnigen Absicht zurück?“

„Die Begegnung mit der Frau, welche Ihnen als Betin dient, und durch welche Sie mich auf heute Abend wieder hierher beschickten. Diese Frau, in mir wohl eine vertraute Helfershelferin sehend, theilte mir mit, daß sie von Ihnen beauftragt sei, noch heute eine warme Frauenkleidung zu beschaffen, diese über ihre eigene zu ziehen und so auszuklaffen morgen früh um fünf Uhr am Eingange der Kapelle auf dem alten Begräbnißplatze zu erscheinen.“

„Aus dieser Mittheilung schloß ich, daß Sie noch nicht gewagt, Hand an Elisabeth zu legen, und dies wohl auch zunächst nicht beabsichtigten. So beschloß ich denn, die mir durch die von Ihnen geforderte heutige Zusammenkunft gebotene Gelegenheit zu dem Versuche zu benutzen, Elisabeth Ihrer Gewalt zu entreißen, bevor ich zum Meuchleren schreite. Darum folgte ich heute noch ein Mal Ihrem Rufe.“

„Ich muß gestehen, daß Ihre Combinationen bewundernswürdig sind, vernehme Theodor in verärgertem Ingrimm. „Aber was steht Ihnen nun zu Diebstahl?“

„Wenn Ihr abscheuliches Spiel genommen werden soll, so darf Elisabeth niemals wieder zum Vorschein kommen. Sie besitzen nicht den Muth zu einem direkten Morde, wie Sie ja auch die Hand Ihrer arglosen Schwester zum Vatermorde benutzten; Giftmischer sind immer feige. Aber Sie werden die Unglückliche langsam dahinschmachten, Sie werden sie unkommen lassen wollen. Wohl! hören Sie. . . Ich verlange, daß Elisabeth spätestens morgen mit Tagesanbruch an der Pforte des Gerichtsturmes ihre freiwillige Rückkehr in die Haft ankündigt. Sie mag angeben, daß Sie von unbekanntem Leuten mit Anwendung von Gewalt und unter Todesandrohung entführt worden; daß sie den Ort, wohin man sie gebracht, nicht kennt; sie mag angeben, was Sie ihr vorzuschreiben für gut befinden; es soll mir recht sein. Ihre freiwillige Rückkehr wird Sie der Milde des Richters theilhaftig machen. Ich werde um die angegebene Zeit einen getreuen Mann unter einem genügenden Vorwande zu dem Justiziar senden. Reht dieser Mann nicht mit der Nachricht zurück, daß Elisabeth Werner sich freiwillig wieder zur Haft gestellt — er würde dies sicher im Gerichtsturm erfahren — so weis der Justiziar spätestens um acht Uhr Morgens, wo er die vermeintlich Entflozene zu suchen bat. Wohl! weiß ich, daß Sie, alsdann schon fern von hier sein können, nachdem Sie Ihre Schwester ermordet haben; aber ich rechne auf Ihre Feigheit und hege die feste Zuversicht, daß der Schwester mörder das Maß Ihrer Schuld bis zum Rande füllen und die emig wachende Nemesis Ihnen keine Zeit zu neuen Verbrechen geben wird. . . Nun, mein Herr, habe ich Ihnen hier Nichts mehr zu sagen. Wenn wir uns auf Erden wiedersehen, so wird es vor den Schranken des Gerichtes sein.“

Johanna ergriff den Korb, den sie mitgebracht, legte ihre rechte Hand unter die Umhüllung desselben und machte einen Schritt nach der Thür hin.

Theodor vertrat ihr den Weg. „Nicht also, mein Fräulein! Ich habe Ihnen eubdlich zugeredet; es ist nur billig, daß Sie nun auch mich anhören, und ich werde kürzer sein.“

Seine Augen funkelten unheimlich durch das Dunkel.

„Sie können jedes Wort sparen, mein Herr, welches eine Aenderung meines Entschlusses bewirken soll.“

„Sie sagten vorhin, daß man nach Ihrem etwaigen Verschwinden in Ihren Papieren Dinge finden werde, die mir gefährlich sind. Ich danke Ihnen für diese Mittheilung und werde Sie mit einer anderen erwidern. Nehmen wir den Fall an, daß Sie wirklich in dieser Stunde verschwand — es könnte Ihnen ja auf dem Heimwege ein Unglück begegnen, und Ihr Tod würde Ihrem Verschwinden in unserem Falle gleichbedeutend sein. Nun wohl, Ihre Pflegeren vergnügen sich auf dem Feste des Reichsgrafen. Eine alte Dienerin bewacht das Haus. In dieses einzudringen würde mir ein Leichtes sein, und Fene würde mich nicht hindern, in den Besitz der Papiere ihrer jungen Herrin zu gelangen. Das würde nicht das mindeste Geräusch machen.“

„Wollen Sie mir den Weg frei geben, mein Herr?“

„Nicht doch, mein Fräulein. Sie haben eine so rührende Sorge für meine Schwester an den Tag gelegt, daß ich mir nicht versagen kann, Sie derselben zuzuführen. Ich bitte Sie daher, sich gefälligst nach dem offenen Eingange zu meiner unterirdischen Burg zu bemühen.“

„So sei es denn!“

Johanna ergriff die Pistole, und ließ den Korb fallen. . . Ein heftiger Schlag auf ihre Hand, und die Waffe flog einige Schritte weit fort.

„Ich war auf so etwas von Ihnen gefaßt, mein Fräulein.“

Theodor zog ein Terzerol aus der Brusttasche seines Rockes hervor.

„Sie werden augenblicklich und ohne einen Laut hören zu lassen, meinem Befehle folgen, oder —“

„Nein — nein! . . .“

Ein Pulverbüch durchzuckte das Dunkel, ein Schuß trachte. . . Johanna stieß einen durchdringenden Schrei aus. . . Theodor beantwortete den Schrei mit unartikulirtem Gebrüll. . . Ein Schlag erfolgte, als ob jemand aus der Höhe der Kapelle herabgespränge. . . Zwei starke Häufte warfen Theodor zu Boden.

Das Alles war das Werk einiger Sekunden.

Eilige Schritte näherten sich von außen. Hastig wurde die Thür der Kapelle aufgestoßen.

„Herr Justiziar — um Gott — unser Fräulein — was ist geschehen?“

„Ruhig, Friedrich! Meine theure Johanna ist unversehrt. Machen Sie schnell Licht.“

„Gustav!“ — tönte es von Johanna's Lippen. . .

Der Leser hat wohl schon errathen, daß ich den Schuß auf Theodor abfeuerte, von den obersten Stufen der Treppe herabsprang und den Letzteren zu Boden warf.

Friedrich, mit dem Nöthigen versehen, erfüllte burtig mein Gebot.

„Um Gott — das ist ja Herr Werner.“

„Ja, Friedrich; und wie es scheint, habe ich ihn dingender gemacht, als die Kerkermauern es vermochten.“

Friedrich leuchtete dem Getroffenen in's Gesicht. Dieses war bleich; die Augen starrten regungslos in die Höhe; er bewogte keine Muskel; aus seiner rechten Schulter sicker Blut durch den Rock.

„Ach, Gustav — Sie haben ihn getödtet!“

„Nein, theures Fräulein. Es war auch nicht meine Absicht. Aber, wie es scheint, hat meine Kugel ihm das rechte Schulterblatt zersplittert. Er wird Sie binnen längerer Zeit nicht wieder beunruhigen können.“

Gustav — Sie waren zugegen, haben Alles gehört — was soll ich Ihnen sagen, wie Ihnen danken —“

„Wenn ich je einen Lohn verdient, Johanna, so ist mir derselbe in dieser Stunde im reichsten Maße zu Theil geworden. Doch hier ist nicht der Ort zu weiteren Erklärungen. Fühlen Sie sich stark genug in des wackeren Friedrich's Begleitung heimzukehren zu können?“

„Mir fehlt Nichts, Cousin. . . Aber was wird mit diesem —“

„Ich werde Sorge tragen für ihn, wie auch für seine Schwester. Friedrich, geleiten Sie meine Cousine auf dem kürzesten Wege nach Hause. Sie mögen ihr daheim Alles erklären. . . Johanna, darf ich zuvor eine Bitte an Sie richten?“

„Gustav!“

„Lassen Sie unsere guten Verwandten Nichts von den Vorgängen dieser Nacht, Nichts von den früheren erfahren, bis ich morgen bei Ihnen, Johanna, gewesen, und wir Beide uns ohne Zeugen ausgesprochen. Sie wollen es?“

„Ja, Gustav, ich werde Sie erwarten.“

Ich fühlte den leisen Druck ihrer Hand, die ich noch in der meinigen hielt, und auf welche ich jetzt meine Lippen presste. Dann wandte ich mich zu Friedrich.

„Ach Sie, Freund, werden bis dahin gegen Alle schweigen, auch gegen ihre gute Mutter. Gehen Sie jetzt mit meiner Cousine und bleiben Sie in deren Nähe, bis der Onkel und die Tante heimgekehrt sind. Sie werden bald erfahren, welche Bewandniß es mit den abheimen Ausgängen meiner Cousine hatte. Eins aber mögen Sie jetzt schon wissen: ihr gebührt unsere tiefste Verehrung.“

„Ach, Herr Justiziar, Sie können mir ja bezeugen, daß ich nie etwas Böses darüber gedacht!“

„Ja, Friedrich, dieses Zeugniß darf ich Ihnen ausstellen!“

„So hatte ich mich nicht geirrt, als ich Dein Wissen vermutete.“ Sprach Johanna zu dem wackeren Gärtner.

„Doch laß uns gehen, damit Gustav nicht länger gehindert wird, diesem Unglücklichen Beistand zu leisten. . . Wie gnädig erwieis sich mir der Himmel, indem er zwei edle Menschen über mich wandeln ließ!“

Sie richtete bei diesen Worten einen Blick auf mich, der mein Herz in nie getanntem Glücksgefühl ergriffen ließ.

„Auf Wiedersehen, Gustav; morgen, sobald als möglich.“

Damit verließ Johanna an Friedrich's Seite die Kapelle.

Ich presste die Hände gegen die hochwogende Brust, und hätte wohl noch lange auf die Thür geschaut, welche die Geliebte meinen Blicken entzogen, wenn ein dumpfes Stöhnen Theodor's mich nicht erinnert hätte, daß dringende Pflichten meiner harren.

Friedrich führte seine junge Gebieterin auf demselben Wege, den diese in jener verhängnißvollen Sonntagsnacht eingeschlagen, durch den Garten, wo Doktor sie freudig umsprang, nach dem Wohnhause. Während des Gehens wechselten sie nur wenige Worte.

Die alte Christine erschraf nicht wenig, als sie ihren Sohn an der Seite der Zurückkehrenden sah. Johanna beruhigte die treue Dienerin mit freundlichen Worten. Nachdem sie Mantel und Tuch abgelegt, begab sie sich mit den Weiden in das Familienzimmer.

„Nun, Friedrich, bitte ich Dich um die versprochenen Erklärungen.“ Sprach Johanna, während Christine fürsorglich die Thee-Maschine in's Bereitwilligkeits setzte. „Deine gute Mutter darf sie anhören; denn sie hat stets um meine heimlichen Ausgänge gewußt.“

„Das habe ich mir wohl im Stillen gedacht, Fräulein.“ erwiderte der Gärtner. Er berichtete in schlichter Weise, was die Leser bereits wissen, und fuhr dann fort: „Als meine Mutter heute Abend in dringender Weise Ihre Ausgeh-Sitselfchen verlangte, und zwar unter einem nicht stichhaltigen Vorwande, da konnte ich leicht errathen, daß Sie in dieser Nacht wieder einen Ausgange vorhatten. Ich konnte ihn nicht verhindern; aber ich wußte, was ich zu thun hatte. Heimlich gebot ich meinem Burtschen, Rod und Wägel zu nehmen, in aller Stille das Arbeitspferd zu satteln, es durch die hintere Gartenpforte auf den Fahrweg zu führen und dort zu warten. Darauf schrieb ich dem Herrn Justiziar, was ich vermuthen mußte, und bat ihn um Verhaltungsbefehle. Mit diesem mußte Karl nach dem Schlosse jagen, um denselben durch einen Diener mit der Meldung, daß der Bote auf Antwort warte, dem Herrn Justiziar zu stellen zu lassen.“

Karl ist ein listiger und gewandter Mensch. Ohne zu wissen, um was es sich handelte, richtete er seinen Auftrag pünktlich aus und war schon gegen neun Uhr mit einer schriftlichen Antwort zurück.

Weber meine Frau noch meine Schwiegermutter hatten sein Fortreiten wahrgenommen. Der Herr Justiziar schrieb mir, daß er dem Boten auf dem Fuße folgen werde, und ich ihn, mit einer Pistole versehen, an der Hinterpforte des Gartens erwarten sollte.

Nun galt es, dem Gebote zu folgen, ohne daß Sie und meine Mutter einen Verdacht schöpfen. Doch das war leicht. Ich mußte, daß der Vorwand von Unwohlsein meiner Frau mir die Erlaubniß verschaffen werde, den mir von der Frau Rathsherrin übertragene Wächterposten zu verlassen.“

(Fortsetzung folgt. 12.)

Unabhängige Raten.

Eine wichtige Entscheidung hat das Oberbundesgericht in einer viel umstrittenen Frage abgegeben, nämlich des Rechtes von Municipalitäten, in die von ihnen erhaltenen freibrieflichen Privilegien nachträglich ändernde Bedingungen einzufügen, wie dies z. B. in mehreren Städten bezüglich des Fahrpreises der Straßenbahnen versucht worden ist. Die Frage kam aus Detroit, wo bekanntlich der seit vier Jahren bestehende Bürgermeister Pingree einen heftigen Kampf gegen die Straßenbahn-Monopole getämpft hatte, um durch städtische Verordnung das Fahrgeld von fünf auf drei Cents herabzusetzen. Die dortigen Bahnen hatten sich dem Beschlusse des Stadtrathes fügen müssen, den Preis herabgesetzt und dabei noch allgemein gültige Umfahrgarten bewilligt, aber Recurs dagegen bei den Gerichten gesucht. In der Verneinung der städtischen Befugniß zu solchen Vorschriften haben sie jetzt ihren Standpunkt durch die obergerichtliche Entscheidung bestätigt gefunden.

In der Begründung der Entscheidung sagt Richter Pecham, daß die Festsetzung des Fahrpreises zu den wesentlichsten und wichtigsten Bedingungen gehört, die eine Stadt als Entgelt für die von ihr gegebene Erlaubniß zur Legung von Schienen und den Betrieb von Wagen in den Straßen aufzulegen mag. Darüber müßten beide Theile zuvor ernstlich verhandeln, um zu einer Einigung zu kommen. Wann aber durch gegenseitige Verständigung die Rate einmal festgesetzt sei, so müsse sie auch eingehalten werden und bestehen bleiben, bis durch ein weiteres Abkommen eine Aenderung veranlaßt werde. Man dürfe nicht annehmen, daß Kapitalisten ihr Geld in einem Straßenbahn-Unternehmen anlegen würden, das den durch den eingegangenen Contract festgesetzten Fahrpreis nur so lange berechnen dürfe, bis es einem Stadtrath einfiel, nach Willkür einen anderen vorzuschreiben. Wenn die Verordnung vorschreibt, daß die Fahrgeld-Rate für einen Passagier nicht mehr als fünf Cents betragen soll, so hat die Stadt kein Recht, dieselbe niedriger anzusetzen, nachdem die Bahngesellschaft fünf Cents als Normalpreis angenommen. Betreffs der in der Detroit'schen Verordnung vorbehaltenen Rechte erklärte der Richter, keine der bezüglichen Bestimmungen gebe die Befugniß, das von beiden Parteien vereinbarte Fahrgeld zu ändern. Das Recht des Stadtrathes, von Zeit zu Zeit der Corporation weitere Vorschriften zu machen, wie die Umstände es erfordern mögen, könne nicht dahin ausgelegt werden, daß es auch eine willkürliche Aenderung des einmal vereinbarten und durch den Freibrief als Contract festgesetzten Rates gestatte.

Damit werden frühere gerichtliche Entscheidungen von der höchsten Instanz bestätigt. Es erübrigt sich daraus, daß während der Lebensdauer eines städtischen Freibriefes die Stadt keine Aenderungen an der einmal etablierten Rate machen darf, selbst wenn die Verhältnisse dies im Interesse des Publikums noch so wünschenswerth erscheinen lassen. Der Kapitalist, der Geld in einer solchen Corporation anlegt, zieht bei der Berechnung der Rentabilität des Unternehmens den Fahrpreis als einen wichtigen Factor in Betracht und betrachtet danach den Ertrag als seinen ihm zustehenden Besitz, der ihm nicht willkürlich verkürzt werden darf. Erst wenn die Privilegien zur Erneuerung reif sind, kann die städtische Vertretung einen anderen Fahrpreis zur Bedingung machen. Mit anderen Worten, Vorsicht ist die Mutter der Weisheit. Ein ertheilter Freibrief ist ein eingegangener Contract und an dem kann spätere, auch bessere Einsicht nichts ändern.

Eine Revolverkloß im Parlament von Paraguan.

Ueber die näheren Umstände, unter denen die Absetzung des Präsidenten von Paraguan erfolgte, berichtet ein Correspondent aus Asuncion unter dem 11. Januar Folgendes: „Die Gewohnheit der südamerikanischen Politiker, ihre Ansichten verschiedener Art mit Hilfe des Revolvers zu erledigen, hat wieder einmal eine Illustration erhalten. Eine Anzahl der politischen Gegner des Präsidenten Dr. Aceval schmiedeten ein Complot, ihn abzusetzen. Nachdem sie sich seiner Person bemächtigt hatten, legten sie ihm eine „freiwillige Verzichtsurkunde“ vor, zu deren Unterschrift sie ihn dadurch überredeten, daß sie einen Revolver an seinen Kopf hielten und drohten, ihm das Gehirn auszuwaschen, falls er die Unterschrift verweigere. Einem solchen Zureden konnte der Präsident nicht widerstehen, und er unterschrieb die Urkunde. Sobald aber der Zwang weggefallen war, bekehrte er seinen Schritt und weigerte sich abzutreten. Es folgte nun eine heftige Scene und man theilte ihm mit, daß er sich als gefangen zu betrachten habe. Unter Eskorte wurde er in die Cavallerietasche gebracht, wo man ihn einsperrte. Zu gleicher Zeit kam es im Congresshause zu einer recht lebhaften Scene. Als man von der erzwungenen Abdankung des Präsidenten hörte, forderten einige seiner Parteigänger, daß man den Präsidenten, wenn das Volk mit ihm unzufrieden sei, vor das Haus bringe und ihn öffentlich schuldige. Eine erhobte Discussion folgte, in welcher die Haupter der Revolution ihre Maßnahmen zu entschuldigen versuchten. Da hörte man plötzlich einen Schuß, der von einem angehenden jungen Mann abgegeben sein soll. Dieser Schuß war das Signal zu einem regelrechten Schützenfeste. Auf allen Seiten zog man Revolver hervor und es erfolgte eine erbitterte Schlacht, während welcher die Congressmitglieder sich gegenseitig hinter Büten und Stühlen zu überumpeln versuchten, während andere wild umherliefen oder sich unter die Bänke verkrochen. Der Kampf wurde nur dadurch zu Ende gebracht, daß eine starke Militärabtheilung mit 2 Maschinengewehren erschien, die sie auf den Congress spielen zu lassen drohte, wenn die Schlacht nicht sofort eingestellt werde. Der commandirende Offizier erklärte, daß er, wenn Caballero getödtet würde, die Geschütze so lange feuern lassen werde, wie überhaupt noch ein Congressmitglied lebe. Nach Einstellung des Feuers bemerkte man, daß ein bedeutendes Regierungsmitglied, Dr. Insfran, der gerade zu Gunsten der Revolution gesprochen hatte, vollständig mit Kugeln gepflückt auf dem Boden lag. Eine dieser Kugeln hatte sein Gehirn durchbohrt. Uebrigens waren auch noch verschiedene andere seiner Wunden tödtlich. Seine Mauerpistole lag neben ihm. Er war so plötzlich angegriffen worden, daß er sie nicht abziehen konnte. Er hatte sogar keinen Ton mehr von sich gegeben. Viele andere Abgeordnete waren schwer verwundet. Unter ihnen befand sich auch der vorgeannte General Caballero. Friedliche Zuschauer wurden ebenfalls angeschossen, darunter zwei von den Parlamentsreportern.

Der Berichterstatter erinnert daran, daß auch der vorige Präsident Gonzalez vor einigen Jahren gewaltsam abgesetzt wurde. Man drückte ihn an Bord eines ausreisenden Dampfers und erklärte ihn für verbannt.

Ein Professor in Enoland behauptet, Frauen wären unfähig, die chinesische Sprache zu lernen. Leicht begreiflich, chinesisch ist einfältig.

Auch Onkel Sam behandelt jetzt den türkischen Sultan als tranten Mann. Die Aufforderung, das Kösegeßel für Miß Thone zurückzuerstatten, ist eine bittere Pille.

Was eine Wittve doch nicht thut, um wieder einen Mann zu bekommen! Eine Frau Ellen Williams von Chattanooga, Tenn., machte sich dieser Tage auf den Weg nach Knoxville, eine Entfernung von 111 Meilen, die sie zu Fuß zurücklegen will, da sie selbst das Reiskegeld nicht hatte und der Mann, der sie heirathen will, ihr dasselbe nicht schicken konnte. Manche verheirathete Frau würde dieselbe Strecke zu Fuß machen, wenn sie dadurch ihren Gatten los werden könnte.